

Der Teufel im Kreis - oder: die stillgestellte Zeit¹

Erster Teil: Kreise einer Annäherung

Als mich Ruth Waldvogel anfragte, ob ich an Ihrer Tagung etwas zum Thema „chronisch“ vortragen würde, habe ich gezögert zuzusagen. Es schien mir, dass mir zu diesem Thema nichts einfallt, nichts einfallen wolle.

Nun bin ich gleichsam psychoanalytisch gewitzigt genug, um sofort von der Vermutung gequält worden zu sein, ich wehre damit wahrscheinlich etwas ab. Damit war ich in einer Art Teufelskreis gefangen. Natürlich lebe ich in einer Welt, in der auch mir Laien nicht entgehen kann, dass chronisches Leiden von Menschen eine offensichtlich wachsende Bedeutung hat, gesundheitspolitisch, ja gesamtgesellschaftlich ein Problem darstellt, ein Problem, das Sie als Fachleute dazu veranlasst hat, eine Tagung für Fachleute zum Thema auszuschreiben. Und ich als Schriftsteller und Publizist, als frei schwebender kritischer Intellektueller verstehe *meine* spezifische Fachlichkeit darin, nicht wegzuschauen, wenn sich Probleme zeigen, mich, mit Max Frisch zu reden, in die „eigenen Angelegenheiten einzumischen“. Natürlich soll auch so einer wie ich nicht zu allem etwas sagen oder zu sagen haben wollen. Aber ich wurde ja angefragt; hatte Ruth Waldvogel, die mich seit langem kennt, allenfalls Gründe, ausgerechnet auf mich zu verfallen?

Dabei muss ich feststellen: von der klinischen Bedeutung des Wortes „chronisch“, die für Sie bedeutsam ist, verstehe ich nichts. Ich habe bloss ein paar Ahnungen darüber, zu welchem Kreis, zu welchem Zeitkreis, zu welchem Teufelskreis das Wort schon von seiner Herkunft her gehört. Nur darüber kann ich Ihnen etwas erzählen.

„Chronisch“ ist für mich ein Wort, das einen eigentümlichen Schrecken enthält.

Schlägt man in den üblichen Wörterbüchern von Duden bis Brockhaus nach, fällt eine eigenartige Lakonik, Kurzangebundenheit beim Wort „chronisch“ auf. Nirgends steht viel mehr, neben dem etymologischen Hinweis auf griechisch „chronos“, Zeit, als, der Gegensatz zu „chronisch“ sei „akut“. Einen „akuten Blinddarm“ kann und muss man medizinisch schnell, radikal, mit einer meistens nicht sehr gefährlichen Operation angehen. Gelingt dieser Eingriff im richtigen Zeitpunkt, ist das „akute“ Uebel für den Rest der Lebenszeit in den statistisch überwiegenden Fällen erledigt. Wenn ich mich richtig erinnere, habe ich das ungefähr mit vierzehn hinter mich gebracht. Es sei damals höchste Zeit gewesen, hatte man mir gesagt, und ich war zufrieden. Ein Doktor heilt, und man/frau ist zufrieden.

¹ Referat, gehalten an der Jahrestagung der Schweizerischen Gesellschaft für Sozialpsychiatrie, „Langzeitbehandlung in der Sozialpsychiatrie“, Solothurn, 14. September 2000

Natürlich erschrecke ich als Laie - und als Patient ist man wohl immer Laie, selbst wenn man Mediziner oder Medizinerin ist - wenn etwas „Akutes“ am eigenen Körper sich bemerkbar macht. Aber im Verdikt „chronisch“ liegt für mich noch ein anderer Schrecken, ein Schrecken anderer Art, einer, der einen wie mich zum Wegschauen verleitet. Die Urner Aelpler sollen eine spezielle Technik des Wegschauens gegenüber Unheimlichem entwickelt haben: Sich nichts anmerken lassen. Ich komme auf die Urner und ihre Technik noch zurück. Ich nähere mich in verschiedenen Kreisen dem Kreis, in dem nach dem Titel meiner hier vorgetragenen Gedanken der Teufel ist und die Zeit still steht.

Im Brockhaus - ähnliches wäre in anderen grossen Lexika zu erfahren - liest man zu „Chronos“, das hinter „chronisch“ steht, folgendes: „griechischer Mythos: Personifikation der Zeit, die dann als Gott der Zeit angesehen und mit Kronos gleichgesetzt wird“. Letzterer aber ist ein Titan und ein etwas unheimlicher, vorzeitlicher Gesell, jüngster Sohn des Uranos (des Himmels) und der Gaia (der Erde), der den eigenen Vater mit einer Sichel entmannt, und weil ihm geweissagt ist, dass sein Sohn ihn stürze, seine eigenen Kinder bis auf Zeus verschlingt. Den hatte Kronos' Schwester Rhea vor ihm versteckt, und der wird ihn dereinst entthronen und in den Tartaros, in eine griechische Hölle schmeissen.

In Mythen, die die Zeit und ihre Anfänge, Ursprünge erzählerisch zu fassen versuchen, zeigt sich an der Zeit etwas Unheimliches, Ungeheures. Das ist nicht nur bei den Griechen so, man stiesse in der zweifachen Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments auf Aehnliches. In der Uebersetzung Martin Bubers wird da von „Irrsal und Wirrsal“ und „Finsternis über Urwirbels Antlitz“ gesprochen. Ein Claude Lévi-Strauss hat in seinem ganzen ethnologischen Werk, vor allem natürlich in den abschliessenden „Mythologica“ diese Verwirrnis in und mit der Zeit als anthropologische Grundstimmung dargestellt. Bleiben wir bei den Griechen, wie sie sich im Lexikon bis heute niedergeschlagen haben. Ein gewisser Wille zur schliesslichen Klärung der Verhältnisse ist bei ihnen unübersehbar. Nach den scheinbar „chronisch“ sich wiederholen müssenden Gemetzeln zwischen Söhnen und Vätern und Vätern und Kindern bleibt der Zeus und stösst mit Kronos die ganze Vorzeit in den Tartaros. Von da an scheint die Zeit irgendwie vorwärts zu gehen, Zukunft zu haben, gleichsam progressiv, zu Geschichte und Geschichten zu werden, in denen es zwar nicht minder grausam und grausig zugehen kann, aber ein wiederkehrender Kreis zerbrochen wurde. Diese anders gewordene Zeit bleibt zwar dauernd irgendwie bedroht. Okeanos z.B., einer der Titanen, die von Zeus und den neuen Göttern besiegt worden waren, behält seine Macht, was bei einem Volk, das zur See fuhr und die drohende Abgründe der Meere kannte, verständlich ist. Prometheus, der sich (mit den und für die Menschen) gegen die Olympier empören wird, entstammt dem Titanengeschlecht. Zudem, unten zeugt es sich munter fort. Die alte Gaia habe aus dem Blut des Kronos die Giganten geboren, Riesen mit schlangenartigen Beinen, die damit nicht zufällig etwas Drachenartiges bekommen. Die erheben sich wieder gegen Zeus, und der wird mit ihnen nur fertig mit der Hilfe des Menschen (und Halbgotts) Herakles. Die sog. Gigantomachie scheint die Phantasie der Griechen immer weiter beschäftigt zu haben. Abbilden mussten sie *das* ausgerechnet immer von neuem auf Vasen und auf Friesen der Tempel. Anschauen lassen sich diese Phantasmen bis heute am Sockelfries des Pergamonaltars im Museum in Berlin. Dazu kann man die gewaltige Interpretation wider den Strich von Peter Weiss in seinem Jahrhundertroman „Aesthetik des Widerstands“ lesen.

*

Ich habe Ihnen die Zeit-Geschichten, die, wie mir scheint, als versteckter Schreck im Wort „chronisch“ sich ablagern, bewusst auf der Ebene der Lexika nacherzählt, auf der Ebene, wo alte Geschichten gleichsam auf den Hund, eben aufs Lexikon gekommen sind. In den Lexika, den Wörterbüchern bewahrt sich immer wieder der ganze Schutt von Wissbarem, Gewusstem und Vergessenem auf. Dabei ist es interessant, dass im über dreissigbändigen Grimmschen Deutschen Wörterbuch „chronisch“ nicht vorkommt. Der zweite Band dieses grössten Wortschatzes deutscher Sprache, in dem das Wort stehen müsste, ist ein früher, noch fast ausschliesslich von den Brüdern Grimm selbst verfasster Band. Auch spätere Nachträge griffen das Wort „chronisch“ nicht auf. Chronik, Chronika, Chronikschreiber, Chroniklein und Chronikwahrheit kommen da als Stichwörter vor zwischen „Christwurz“ und „Chur“. Dabei ist unter den vielen Belegstellen ein Goethewort aufgenommen, das uns vielleicht noch dienlich sein kann: „eine Chronik schreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig ist“. „Chronisch“ ist also ein sehr neues, modernes Wort, eines des zwanzigsten Jahrhunderts. Wir werden auf eine noch erstaunlichere Absenz stossen. Nach dem sehr ausführlichen Namen- und Sachregister der grossen zehnbändigen Studienausgabe der Werke Sigmund Freuds, figurierte „chronisch“ nicht im Wortschatz von Freuds Schriften. Auf Freud komme ich im letzten Teil dieses Vortrags zu sprechen; im Gegensatz zu „chronisch“ kommt der Teufel, auf den ich jetzt kurz zu sprechen komme, durchaus, an nur wenigen Stellen explizit zwar, dafür umso bedeutsamer vor.

*

Also: Ich hätte Ihnen die unheimlichen Zeit-Geschichten auch anders, auf anderem Niveau als dem lexikalischen erzählen können, zum Beispiel ausgehend von Friedrich Nietzsches chronischen Leidenszuständen, die auch medizinisch gesehen interessant wären, und, wie sein Denken das alles auch bei den Griechen zwischen dem dunkeln Leidensgott Dionysos und dem hellen Apollon ortete, und, wie daraus das Letzte seiner Philosophie, die „ewige Wiederkehr“ entstanden ist, gerade an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, der schrecklichste, der „lähmendste“ Gedanke, wie der späte Nietzsche mehrmals betont, bevor er in den Kreis des Wahnsinns geschlagen wurde. Ich hätte auch gleich mit Freud beginnen können, und auf Freud werden wir notgedrungen im letzten Teil dieser Kreise stossen. Dafür aber brauchen wir noch einen Hinweis, eine Uebersetzung aus dem Griechischen ins Christliche, dazu brauchen wir den Teufel.

Vorerst nur so viel: Alles, was wir vom Hinunterstossen des Bedrohlichen in einen Abgrund zur Kenntnis genommen haben, kommt auch im biblischen und damit im jüdisch-christlichen Kontext vor. Der Tartaros, in den hinunter der Zeus die ihn weiter Bedrohenden hinuntergestossen hat, ist, wieder nach den Lexika, nicht einfach die Unterwelt, sondern liegt, wie der grosse Brockhaus weiss „tief unter der Unterwelt, in den die olympischen Götter ihre Gegner stürzen“. Biblisch stürzt der böse Feind interessanterweise an einen anderen Ort. Bei Lukas 10.18 etwa lesen wir: „Er sprach zu ihnen: ‚Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen‘“. Und in der Apokalypse wird das topographisch verdeutlicht. In Apok 12.9 lesen wir: „Und gestürzt wurde der grosse Drache, die alte Schlange, die der Teufel heisst und der Satan, der die ganze Welt verführt; gestürzt wurde er auf die *Erde*, und seine Engel wurden mit ihm gestürzt.“ Das sogenannte Neue Testament nimmt mit dieser

Geschichte auf eine von Ezechiel im sogenannten alten Testament breit ausgeführte Geschichte Bezug. Das alles wurde zu einer ganzen christlich-jüdischen Mythologie des Sturzes Luzifers, des lichtesten, des mächtigsten aller Engel über die Zeiten hinweg ausgebaut. „Christlich“ (natürlich in Anführungszeichen!), könnte man pointiert sagen, ist das Unheimliche, das Widrige, das Satanische nicht nur unterirdisch, abgründig bedrohlich, sondern präsent, hienieden, auf Erden, immer bereit aufzutreten im Erdenkreis mit fatalen Folgen, die kaum je den Teufel auszutreiben versuchten, sondern die anscheinend von ihm Besessenen verfolgten. Vielleicht ist in dem Wort, das aus dem Umkreis Jesu überliefert ist, den Teufel nicht mit Beelzebub austreiben zu wollen, schon eine Warnung für alle Zeiten enthalten. Aber auch der Beelzebub hat eine jüdische Vorgeschichte. In ihm steckt das Wort Baal, zu dem das Volk Israel immer wieder abzufallen eine Lust empfand, und der Name ist eigentlich der Versuch einer Verspottung des Baal als Gott der Fliegen; aber der Beelzebub blieb der Oberteufel, mit dem man vergeblich versucht, die Teufel auszutreiben.

*

Damit habe ich ein paar Bruchstücke zusammengetragen, damit wir weiter denken können und - hoffentlich - doch dort noch landen, wo Sie ganz praktisch mit dem „Chronischen“ zu tun haben. Zu diesem Zweck schiebe ich zwei Zwischenteile ein, um dann bei Freud zu landen, der endgültig zu wissen scheint, wie es mit dem Teufel steht und dem Kreis, in dem die Zeit still gestellt erscheint. Wir werden dann über ein bedenkliches Freudsches „Jenseits“ zu reflektieren haben.

Zwischenteil 1: von Bann und Zaun und Gatter

Es gab einen Urner Arzt, er hiess Renner, und ich kenne eine Urnerin in meinem Alter, die sich noch daran erinnert, wie sie als Kind von Doktor Renner verarztet wurde, die mir auch erzählte, wie angesehen dieser Mann bei seinen Landsleuten war, ein Haus- und Landarzt, der auch auf eine Maiensäss oder eine Alp hinauf stieg, wenn dort dringend medizinisch geholfen werden musste, wenn sich diese Bergler, von denen der Urner Filmer Fredi Murer in seinem Berglerfilm erzählt und wie sie die Kunst des Sich-nichts-anmerken-Lassens beherrschten, sich nicht mehr selbst zu helfen wussten. Denn dass seine Landsleute selbst sehr viel verstanden vom Heilen und Unheilen, war dem Alttorfer Arzt keineswegs entgangen, er kannte sowohl ihre Kenntnis der Heilpflanzen und überlieferten Heilpraktiken *und* er kannte ihre Sagen und Geschichten, sammelte sie wie vor ihm schon ein katholischer Pfarrer und fing langsam an, etwas Zentrales zu verstehen: dass hier eine ganze Welt, ein ganzes sehr geschlossenes Tal mit einer ganzen Kultur und einer Gemeinwesen-Politik sich bemühte, Unheil möglichst fernzuhalten vom Kreis der hier Wohnenden, die sich *als* Gemeinwesen der Gefahren einer nie ungefährlichen Gebirgswelt durchaus bewusst waren. Das konnte der Arzt Renner gerade noch festhalten in seiner Erfahrung mit seinen Landsleuten; da wird mit jedem neuen Loch, das man durch die Gegend treibt in der Zwischenzeit wohl einiges eingebrochen sein, in dem, was Renner als ein sinnvolles magisches Denken langsam entdeckte, das ganz anders

funktionierte als animistische, Geister und Teufel austreibende Praktiken in weniger geschlossenen Siedlungsräumen.

Renner fing schliesslich an, seinen Erfahrungen zusammenzutragen, zusammen zu sehen - und fand an der Uni in Bern einen Professor der Medizin, der ihn eine Doktorarbeit schreiben liess, die, ausgehend von der Darstellung einer ursprünglichen Volksmedizin, eine ganze Geisteshaltung darstellte. Es entstand schliesslich eines der originellsten Bücher, das hierzulande je geschrieben wurde, mit dem schönen Titel „Goldener Ring über Uri“. Dabei stiess Renner, in keiner Art und Weise volkstümelnd, auf strenge Gesetzmässigkeiten in einem möglichen menschlichen Umgang mit der Welt. Dieses Denken, das der Landarzt langsam entdeckte, bestand eigentlich aus nur drei, aber zentralen Vorstellungen: Es - Ring - Frevel. Das ernerische Es - es tut sich, *es* rumort, *es* droht *und* *es* schützt auch - ist keineswegs unverwandt mit dem Freudschen „Es“, - auch es ist zeitlos - ist zur Zeit Renners allerdings noch eine Art Gemeingut, gleichsam Almend, dessen latente Gefährlichkeit es in Bann zu halten gilt. Diese Gefährlichkeit, entdeckt Renner, ist keineswegs nur eine von aussen, sondern ebenso sehr eine von innen, nicht nur der reale Steinschlag auf einer Alp ist gefährlich, gefährlich ist auch oder noch gefährlicher eine Haltung, die die latente Gefahr herausfordert. Das ist „Frevel“, und dieses Wissen ist aufbewahrt in unzähligen Sagen, deren Erzählung selber als Bann gedacht ist. Die Sage ist gleichsam die Kehrseite der Alpsegen, die das Heil auf die Alp, das Tal, das Vieh, die Menschen herunterrufen wollen. Die Sage vom frevelhaften Sennen, der für seine Geliebte den Weg mit Käse frevelhaft pflastert und dessen Alp dann verschüttet wird, ist die bannende Mahnung, dass es sich nicht spassen lässt. Dabei, bei schauerlicher Esoterik, wie man vermuten könnte, bleibt es aber nicht, es muss etwas getan werden, hoch konkret in der Organisation des Gemeinwesens, seiner Wirtschaft, politisch, vom Bannwald bis zur Alpordnung dieser gefährlich hausenden Halbnomaden - vom Tal zur Alp hinauf und wieder zurück. Da entdeckt Renner dann überall die Denkfigur des Rings, der vor dem Frevel bewahren soll, das „es“ nicht verbannend, exorzistisch austreibend, sondern ausgerechnet „es“ schützend. Bis in die Urnerische Aussenpolitik über die Pässe hinüber, einen Urnerboden auf der anderen Seite des Klausens, eine Leventina auf der anderen Seite des Gotthards, sind für Renner immer noch Restspuren dieses Ringdenkens zu lesen. Das ist von Renner, wie gesagt, alles hoch nüchtern *als* etwas Nüchternes dargestellt, als ein mögliches *menschliches* Verhalten in einer Welt. Und Renner hat schliesslich den Verdacht, das sei vielleicht ursprüngliches Verhalten schlechthin. Er fängt an, frühe Kulturen, diejenige Kretas, zu untersuchen und glaubt, in einem schwierigen und nie vollendeten Buch, mit dem Titel „Eherne Schalen“, solches Ring-Denken wie das in Uri entdeckte auch im Palast von Knossos nachweisen zu können.

Warum erzähle ich von diesem sonderbaren Querdenker? Weil mir hier ein klug beobachtender *Arzt* auf eine interessante Spur gestossen zu sein scheint. In der Urner Sagenwelt spielt auch der Teufel eine bedeutende Rolle. Aber nach Renner treiben es die Urner anders mit ihm als andere; sie versuchen nicht, ihn auszutreiben, wenn er schon da ist im Kreis, sondern verhindern durchaus listreich, dass er eintreten kann in ihren Kreis. Die Schöllenen-Sage und andere Urner Teufelssagen lassen ihn gar nicht hinein, lassen ihn lieber von einem ihrer Künstler an die Wand malen, damit es weitergehen kann, das gefährliche Leben.

Geschichtlich ernst, jenseits des Sagen- und Mythenhaften, wird das im 15. Jahrhundert an einem anderen Punkt der Innerschweiz, nur zwei Täler weiter. Die für mich aufregendste Figur der ganzen Schweizergeschichte, Niklaus von Flüe, hatte bekanntlich ziemlich handfest mit dem Teufel zu tun, vor allem zu dem Zeitpunkt, als er - in einer tiefen Lebenskrise - langsam sich gezwungen sah, in die Wüste, in den Ranft zu ziehen. Der Ranft, nur ein paar hundert Meter von seinem Haus entfernt, ist auch ein Kreis, in dem der Einsiedler, der „Mensch“, wie er sich in seinen drei grossen Visionen selbst bezeichnet, die letzten zwanzig Jahre seines Lebens mit seinem Gott ausharrt. Seine Obwaldner Landsleute schienen sehr schnell irgendwie begriffen zu haben, was sich da abspielte in der Schlucht unten und dass das mit ihnen durchaus zu tun hatte. Sie versuchten sehr bald Klaus, der vorher eine angesehene, politische Persönlichkeit unter ihnen gewesen war, in seinem Kreis vor falschen Zudringlichkeiten abzuschirmen und wussten gleichzeitig, dass bei ihm in schwerwiegenden Krisensituationen mehr als frommer Rat zu holen war. Es ist historisch gesichert, dass, (wenn auch nicht genau wie) Bruder Klaus nichts weniger als einen schon fast ausgebrochenen Bürgerkrieg in der alten Eidgenossenschaft hat abwenden können. Ich habe in meinem vor zwei Jahren erschienenen Buch „Ranft, Erzählung und Erzählung der Erzählungen“ diesem Bruder Klaus nachgespürt. Ich greife hier nur einen Grundzug heraus.

Es scheint, dass auch der Teufel, der ihn während der Zeit der existenziellen Krise gepiesackt hatte, bald mal keinen Zugang mehr hatte in den Kreis des Ranfts. All die Geschichten (und Legenden) um diesen Mann im Ranft sind erstaunlich, zum Teil wundersam und wunderbar. Das Erstaunlichste aber ist etwas ganz anderes: die hoch realistische Sicht dieses mystischen Propheten auf den Zustand der Welt um den Ranft-Kreis herum. Ich greife aus den drei grossen Visionen zwei Gesichte heraus. (Es ist historisch nicht zu bezweifeln, dass die sog. Brunnen-, Pilger- und Danksagungsvision authentisch auf Klaus von Flüe zurückgehen.) Beide Geschichten bekommen in einer unüberbietbaren Drastik gleichsam „chronisch“ Menschliches zu Gesicht. In der Pilgervision kommt der „Mensch“, also Klaus, zu einem nahezu medizinischen Befund. Er sieht, wie der Pilatusberg einstürzt und wie die Menschen mit Entsetzen zu flüchten versuchen. Dabei sehen sie nicht, wie hinter ihrem Rücken die Sonne der Wahrheit steht, und merken nicht, wie allen ein „gebrest“, ein Geschwür, am Herzen frisst. Der „Mensch“ erkennt, dass das Geschwür, die Gier, der Eigennutz ist. In der Brunnenvision sieht er dasselbe, aber anders herum. Der „Mensch“, also Klaus, sieht Menschen auf einem grossen Gemeindeplatz und wundert sich, dass sie alle hart arbeiten müssen und doch arm bleiben. Er aber sieht ein wunderschönes Gebäude, das in der Vision „Tabernakel“ genannt wird. Dort drin findet er zunächst eine grosse Gemeinschaftsküche und schliesslich, über Treppen hinaufsteigend, dass sie gespeist wird von unerschöpflich fliessendem Reichtum. Darin erkennt der fromme Mystiker natürlich die Geheimnisse Gottes. Was aber entscheidend ist: Er fragt sich, warum er allein ist an dem reichen Ort, niemand anders diesen Gemeinschaftsort des Reichtums betreten hat, um von der alltäglichen Armut und Plackerei sich zu befreien. Wenn er wieder hinaustritt auf den Platz vor dem Tabernakel, sieht er plötzlich, warum das so ist. Ein Zaun mit einem Gatter hält die Leute davon ab, den Ort des Reichtums zu betreten. Hinter dem Zaun und erst recht beim Gatter müssen alle so häufig den „Pfennig“ bezahlen, an Handwerker, Spielleute, an alle, die die Macht haben, den „Pfening“ zu verlangen, bis alle gar keine Mittel mehr haben, um durchzukommen zu dem, was ihnen gemeinsam gehörte, - und abgesondert arm, weiter schuftend, ausweglos geplagt bleiben. Des „Menschen“, Klaus’,

Visionen wurden zu seiner Zeit sehr wohl verstanden in ihrer Realistik, bevor sie über die Jahrhunderte weg mehr oder weniger fromm vereinnahmt wurden.

Interessant sind die zwei sich notwendig ergänzenden Blickweisen auf chronisches menschliches Elend: die gleichsam medizinische Diagnose einerseits eines Geschwürs im Inneren, das unbemerkt frisst und wütet und nur das Entsetzen für jeden und jede offen lässt, andererseits die politische Diagnose, die nach einem Prozess der Veränderung ruft.

Das scheinen geschichtlich so weit zurückliegende Diagnosen und Bilder zu sein, dass sie uns heute - ausser ein paar Erbaulichkeiten - kaum mehr etwas bedeuten können. Ich bin nicht so sicher. Jahrhunderte später hat Pestalozzi - auch in einer Stunde null des Elends, wie man es nennen könnte - mit Kindern in schier auswegloser Situation in körperlicher und seelischer Hinsicht eine Erfahrung gemacht, von der er im berühmten Stanser Brief berichtet. Auch er hat die doppelte Blickweise des Manns im Ranft, von dem Pestalozzi im übrigen sehr viel hielt: einerseits die revolutionär politische, die aus in der Folge eines Krieges scheinbar hoffnungslos Verwahrlosten Menschen machen will. Als Pestalozzi seinen Bericht schrieb, war es schon klar, dass sein Experiment schliesslich scheitern musste, weil die Zeitläufte es abbrechen. Aber Pestalozzi sah in einem eigenartigen Bild im Stanser Brief tiefer. Er betrachtet eine Kürbispflanze auf dem Fensterbrett seines Waisenhauses in Stans; sie ist ihm Sinnbild für das Gelingen - und muss entdecken, dass ein Wurm an der Pflanze nagt.

* *
*

Frage: Haben Menschen, ohne noch ein Wort dafür zu haben, immer schon einen Schreck und vielleicht immer schon denselben Schreck gehabt, vor etwas, was ihre Projekte unheimlich bedroht, bedrohen könnte? Haben dabei ein Bruder Klaus und auch noch ein Pestalozzi den Schrecken im je scharf gesehenen geschichtlichen Elend geortet, das *dort* gefasst, was wir heute mit einem neuen Wort in den ausschliesslichen Bannkreis der Medizin überführt zu haben scheinen? Dass Zeit, die doch nur vorwärts treiben dürfte, plötzlich still steht, unheilbar?

Zwischenteil 2:

was ich einmal von ein alten, erfahrenen Psychiater gehört habe

Den Psychiater gibt es. Aber er tut nichts zur Sache. Die Geschichte könnte erfunden sein, als Exemplum, um mir Laien einen Widerspruch sinnfällig erläutern zu können, auf den er in seiner Supervisions- und Beratertätigkeit von Therapeuten und Therapeutinnen im Verlaufe einer lange Praxis immer wieder gestossen war. Die Geschichte ist lakonisch kurz:

Eine Magersüchtige ist in einer psychotherapeutischen Behandlung auf psychoanalytischer Grundlage. Gleichzeitig ist sie in ärztlicher Kontrolle bei einem Internisten. Therapeut und Internist sind miteinander in Kontakt.

An einem bestimmten Zeitpunkt der (Kranken-)Geschichte kommt es zu folgender Situation. Der Psychotherapeut macht die fachlich legitimierte

Feststellung, dass nach sehr langer Zeit einer scheinbar unüberwindbaren Stagnation ein Prozess bei der Patientin eindeutig in Gang gekommen ist. Zu genau der gleichen Zeit glaubt der Internist, ebenfalls fachlich legitimiert; eine drohende, vielleicht irreversible „Chronifizierung“ der Symptome bei derselben Patientin nicht mehr ausschliessen zu können.

*

So weit die von mir Laien rezipierte Geschichte. Ich stellte dem alten, erfahrenen Psychiater die in doppelter Hinsicht unfachliche Frage: Wer hat nun recht?, das heisst, ich stellte sie etwas philosophischer: Was ist *wahr* in Bezug auf diese Patientin?

Der Psychiater lachte, ohne mich im geringsten auslachen zu wollen! War das der heutige Teufelskreis?

Zweiter Teil: Der Teufel bei Sigmund Freud und ein „Jenseits“

Der Teufel zuerst!

Schon der Freud der Anfänge der Psychoanalyse war dem Teufel auf die Schliche gekommen, in Paris beim grossen Charcot und seinen Hysterica vor allem: Der Teufel war die Wiederkehr des Verdrängten und zeigte sich in den Krampf-Konvulsionen des Körpers, für die sich keine organische Ursache finden liess. Dabei spielte schon die Vermutung, dass, real oder imaginiert, väterliche Uebergriffe im Spiele waren. Wie dem auch sei, der Teufel war gleichsam auf den Oedipus gekommen.

In den zwanziger Jahren, zu der Zeit, als Freud sich schmerzhaft genötigt sah, seine ganze Metapsychologie noch einmal radikal um- oder doch auszubauen und dabei auf ein eigenartig rätselhaftes „Jenseits“ und den Todestrieb stiess, kehrte er in der Schrift *Eine Teufelsneurose im siebzehnten Jahrhundert* zum Teufel zurück. In der Einleitung macht Freud eine scheinbar alle Diskussionen nach beiden Seiten endgültig abschliessende Bemerkung: „Die dämonologische Theorie jener dunklen Zeiten hat gegen alle somatischen Auffassungen der ‚exakten‘ Wissenschaftsperiode recht behalten. Die Besessenheiten entsprechen unseren Neurosen, zu deren Erklärung wir wieder psychische Mächte heranziehen. Die Dämonen sind uns böse, verworfene Wünsche, Abkömmlinge abgewiesener, verdrängter Triebregungen. Wir lehnen bloss die Projektion in die äussere Welt ab, welche das Mittelalter mit diesen seelischen Wesen vornahm; wir lassen sie im Innenleben des Kranken, wo sie hausen, entstanden sind.“

Alles klar! Man kann sich höchstens fragen, warum Freud bei solcher Klarheit solchen Aufwand betreibt, die alte Geschichte dieses Malers Christoph Hartzmann in den überlieferten Dokumenten minutiös verfolgt. Die Schrift liest sich wie ein psychoanalytischer Krimi. Da war einer plötzlich von Symptomen befallen, von denen er geistlich in der Form geheilt werden konnte, dass der Teufel ihm den vor Jahren unterschriebenen Pakt zurückzugeben gezwungen wird. In den Pakt eingestiegen war der Maler in einer Art Depression darüber, dass er glaubte, nicht mehr malen zu können, und diese Depression hatte wieder etwas mit dem Tod seines Vaters zu tun.

Das lässt sich alles psychoanalysieren aus den vorbildlich präzisen, von Geistlichen verfassten Dokumenten, ohne den Mann auf der Couch haben zu müssen. Also: warum betreibt Freud Historie, oder, was treibt ihn um an der Geschichte? Der Maler hatte nach der ersten Heilung am Mariengnadenort einen Rückfall, ein zweiter irgendwie dem ersten vorangegangener Pakt kommt zum Vorschein. Auch den muss der Teufel zurückgeben, aber für den Malersmann bleibt nun nur noch eine Lösung übrig, Eintritt in ein Kloster, in dem er, nicht mehr Maler, auf sein gesegnetes Ende warten kann. Es ist offensichtlich, dass Freud am Fall aus dem 17. Jahrhundert zweierlei interessiert: Der Mann hatte sich dem Teufel nicht verschrieben, um zu allen Lüsten der Welt zu kommen, sondern sich für gleichsam nichts zu dessen „leibeigenten Sohn“ gemacht. Das ist es aber gerade, er hat sich wieder zum Sohn gemacht, hat in einer ganz besonderen Art Zwang sein frühestes Verhältnis zum Vater mit aller darin enthaltenen Ambivalenz „wiederholen“ müssen. Dann (und darum) interessiert Freud der Rückfall in die Symptome, von denen er geheilt schien. Und dieser Rückfall und die scheinbare Erlösung von ihm führt zu nichts anderem als zu dem, dass, im Kloster, in einer Art Stillstellungsklinik mit den Jenseitsprojektionen einer noch „dunklen Zeit“, in einer Art Wartsaal vor dem Tod, er nie mehr vor seinem Ende der wird sein können, der er hätte sein mögen, nicht mehr Maler, sondern, still gestellt, ein Bruder der „Barmherzigen Brüder“.

Man könnte - haarscharf an Freud vorbei und vielleicht doch nicht falsch - diagnostizieren, Freud habe eigentlich eine „chronische“, eine chronisch gewordene Krankheit beschrieben - im 17. Jahrhundert. Es gibt Psychoanalytiker, durchaus auf Freud basierend in ihrer klinischen Arbeit, die sagen würden, dass Freud gerade in den zwanziger Jahren, gerade in den Jahren, die ihn theoretisch, metapsychologisch und auch „spekulativ“ zur unausweichlichen Annahme eines Todes- und Destruktionstrieb als einem eigenen und nicht ableitbaren Trieb führen, klinisch und in seiner Theorie der psychoanalytischen Technik an seine Grenze gestossen sei, weil er die Uebertragung nur in der ödipalen Konstellation habe sehen können. Ich kann das nicht beurteilen. Als Philosoph gleichsam, was er nie hatte sein wollen, aber stellte Freud auf einem anderen Feld, der Theorie der menschlichen Kultur, angesichts der wieder geschichtlich heraufziehenden Destruktivkräfte, die ihn als an die Macht gekommener Faschismus schliesslich in ein letztes Exil vor dem Tod nach London trieben, eine andere, eine *geschichtliche* Diagnose über die „Wiederholungszwänge“, die seine letzten metapsychologischen Gedanken von *Jenseits des Lustprinzips* bis zu *Das Ich und das Es* umgetrieben haben. Also denn:

Der Teufel zum zweiten!

In der 1929/30 entstandenen grossen Schrift *Das Unbehagen in der Kultur*, und zwar im zentralen Kapitel VI, das wieder um den Todestrieb kreist, erscheint der Teufel noch einmal auf sehr bedeutsame und zunächst auch befremdliche Weise. Wieder rekurriert Freud wie so oft vor allem in den späten kulturtheoretischen Schriften, deren letzte *Der Mann Moses* er einmal Arnold Zweig gegenüber einen „historischen Roman“ nannte, auf eine alte Vorstellung der Religion.

„Gott hat sie [die Menschen] ja zum Ebenbild seiner eigenen Vollkommenheit geschaffen, man will nicht daran, wie schwer es ist, die ... unleugbare Existenz des Bösen mit seiner Allmacht oder seiner Allgüte zu vereinen. Der Teufel wäre zur Entschuldigung Gottes die beste Auskunft, er würde dabei dieselbe ökonomisch entlastende Rolle übernehmen wie der Jude in der Welt des

arischen Ideals. Aber selbst dann: man kann doch von Gott ebensowohl Rechenschaft für die Existenz des Teufels verlangen wie für die des Bösen, das er verkörpert. Angesichts der Schwierigkeiten ist es für jedermann ratsam, an geeigneter Stelle eine tiefe Verbeugung vor der tief sittlichen Natur des Menschen zu machen; es verhilft einem zur allgemeinen Beliebtheit, und es wird einem manches dafür nachgesehen.“ Der letzte Satz des Zitierten ist bitter ironisch. Schon Goethes Mephistopheles, auf den Freud in einer langen Anmerkung verweist, hat es gewusst: „Denn alles, was entsteht, / Ist wert, dass es zugrunde geht.“ Vor der zitierten Stelle erläutert Freud, dass er seit *Jenseits des Lustprinzips* „nicht mehr anders denken kann“, obwohl er sich seiner eigenen langen „Abwehr“ des Gedankens sehr wohl bewusst ist. Was er nicht mehr übersehen kann ist das, was er immer wieder Todes- oder Destruktionstrieb nennt, einmal auch „nach innen gewendete Destruktionssucht“, eine Triebart, die gleichsam „chronisch“ nicht aufhört, alles Lebendige zu bedrohen. Die Schrift vom *Unbehagen in der Kultur* schliesst zwar mit einer ausgesprochenen Hoffnung, dass „die andere der beiden ‚himmlischen Mächte‘, der ewige Eros eine Anstrengung machen wird“. Aber schon ein Jahr später, 1931, angesichts der wachsenden Bedrohung durch Hitler fügt Freud die Frage an: „Aber wer kann den Erfolg und Ausgang voraussehen?“

Man könnte die Frage stellen, wohin hat sich Freuds klinisches, ärztliches Denken „verschoben“, seit er mit der für ihn schmerzlich zwingenden Annahme einer eigenständigen, nicht ableitbaren destruktiven Trieb-Energie an eine Grenze im im strengen Sinne Klinischen stiess, an ein „Jenseits“? KlinikerInnen werden darauf ihre Antwort haben, haben müssen. Ich kann als nicht klinisch Lesender die Vermutung äussern, dass der späte Freud die „chronische“, destruktive Bedrohung des Lebens nur noch geschichtlich-philosophisch orten mochte.

Ein Jenseits eigener Art

Man könnte es tautologisch formulieren: Das Jenseits des Lustprinzips ist eben das Jenseits des Lustprinzips. Die Schrift mit dem, nimmt man's unverbildet, doch einigermaßen erschreckenden Titel versucht, wie Freud selber sagt, der Sache „spekulativ“ beizukommen. Um dem Unübersehbaren, dem nicht mehr Uebersehbaren irgend einen Sinn zu geben? Freud äussert so eigenartige Sätze wie „ich weiss nicht, wie weit ich an sie [die Annahme des Todestriebes] glaube“ oder ob er nur den „*advocatus diaboli*“ spiele, „der sich doch [wörtlich!!] nicht dem Teufel selbst verschreibt“. Freud überblickt noch einmal seine ganze Triebtheorie, wie sie sich entwickelt hat, und schaut gleichsam nahezu klinisch zu, wo sie strandet - in destruktiven Wiederholungszwängen, deren Herkunft er vergeblich abzuleiten versucht. In biologischen Lebens- und Sterbensprinzipien der Natur von den Einzellern an, in den philosophischen Ahnungen von Platon über Kant bis Schopenhauer. Nirgendwo sonst zitiert Freud so ungehemmt die Philosophen und zeigt, wie sehr er sie durchaus zur Kenntnis genommen hat.

Nachträgliches als Fragen formuliert

Was heisst das alles?

Heisst es, dass der grosse Arzt, der Freud ja auch war und bis an sein Ende auch geblieben ist, und der als solcher ja trotz aller unbestechlichen Analyse *auch* heilen wollte, an das Jenseits des Heilbaren, das Unheilbare gestossen ist, dem die moderne Medizin einen modernen Namen zu geben gezwungen war?

Heisst es andererseits, dass Medizin überhaupt dabei an Grenzen stösst, die der späte Freud nur noch, aber nicht weniger scharf realistisch als durch die klinische Psychoanalyse in geschichtlichem Verhängnis orten mochte?

Als medizinischer Laie habe ich darauf natürlich keine Antworten, und die Vermutungen, die ich habe, habe ich im Verlauf meines Vortrags hoffentlich genügend durchblicken lassen.

Ich bin gespannt im Folgenden von Ihnen mehr zu hören!